

VOM HINTERRAINER ZUM KRALLER

Beim benachbarten Hinterrainerbauer täglich die Milch zu holen, gehörte zu den Aufgaben von uns Kindern. Pepi und ich wechselten uns ab. Die Kühe wurden erst am späteren Nachmittag gemolken, sodass es vor fünf Uhr keine frische Milch gab. Ein Drittel des Jahres war es um diese Zeit schon finster. Die Milchkanne stellten wir – weil wir immer früher dort waren – auf die Truhe im Vorhaus, und hinaus gingen in den Stall.

Zwischen Haus und Stall war ein gedeckter Übergang, „Wasser“ genannt, weil sich dort ein Trog mit fließendem Wasser befand, zu dem die Tiere zweimal am Tag zum Tränken aus dem Stall gelassen wurden. Das Interesse galt sowohl den Tieren als auch der Sennerin „Wabi“, die die Fütterung der Tiere besorgte und uns dazu auch manchmal einspannte. Stolz trugen wir den Buschen Heu von der Vormahd und in der Mitte würziges Krumetheu, zu den Kühen, die sie uns namentlich ansagte und die wir alle kannten. Kamen wir in das Haus zurück, war die Kanne gefüllt. Im Herbst vergaßen wir nie zu schauen, ob nicht eine Birne oder ein Apfel von den Bäumen des Baumgartens heruntergefallen war. Obst war zu dieser Zeit für uns immer eine Delikatesse. In der Zeit der kriegsbedingten Verdunklung rannte ich mit der vollen Milchkanne in einen Stacheldrahtzaun und holte mir dabei am Bauch eine ca. 10 Zentimeter lange Wunde. Die Ärzte in den Jahrzehnten danach gingen immer davon aus, dass die Narbe von einer Operation herrühre.

Ich war noch 7jähriger Erstklassler, als ich zur Heuarbeit für brauchbar befunden wurde. Als „Fühfahrer“ hatte ich beim Heuen das dem Leiterwagen vorgespannte Pferd beim Halfter zu nehmen und auf die einschlägigen Zurufe mit ihm einige Meter vorwärts zu gehen und auf Kommando stehen zu bleiben. Bauer und Knecht legten links und rechts mit ihren hölzernen Heugabeln das Heu von der Zeile auf den Wagen, darauf achtend, dass die Last gleichmäßig verteilt wurde. Auf dem Heufuder trat ein Bub oder eine Dirn das Heu fest, eine der wenigen Tätigkeiten, wo ein weibliches Wesen eine Arbeitshose anhatte. Wenn an schwülen Tagen und vor Gewittern Fliegen und Bremsen aggressiv wurden, war es für mich und das Pferd unangenehm. War das Fuder groß genug, wurde es mittels „Bindbaum“ festgebunden und von mir zur Scheune oder zum Heustadel gebracht, wo es vom „Werfer“ abgeladen und vom „Stadler“ im Raum verteilt wurde. Das Hinführen zum Stadel konnte dann problematisch werden, wenn der Weg schmal und abschüssig wurde. Nur einmal habe ich ein Fuder umgeschmissen, im Lehenfeld. Mit Kopf und Schweif die Plagegeister abwehrend, war das Pferd ständig in Bewegung, in die ich miteinbezogen wurde. Zwar konnte der „Piegel“ (schwarze, stinkende Emulsion aus gebrannten Knochen), mit dem das Pferd eingeschmiert wurde, noch ärgere Schlenkerer verhindern, ich musste an solchen Tagen aber besonders aufpassen. Bald wurde ich mit weiteren Aufgaben betraut. Zur Zeit der Mahd begann ich am Morgen mit dem „Angarben“, d. h. das frisch in Zeilen zusammengemähte Gras war mittels einer Eisengabel gleichmäßig auf das Feld zu verteilen, damit es die Sonne trocknen und zu Heu umwandeln konnte. Waren die Wetteraussichten für die nächsten Tage sonnenlos, wurde das Gras „gehiefelt“. Das heißt: Stecken, an denen die Astansätze belassen wurden, wurden in die vorbereiteten Löcher in den Boden gesteckt und um sie herum das Gras, das wir zu den „Hieflern“ bringen mussten, aufgehäuft. So um 1940 kamen die „Schwedenreuter“ auf, bei denen man das Gras nicht um einen Stecken drapierte, sondern auf Drahtgestängen aufhängte. War das Feld weiter vom Haus entfernt, war ich der Essenträger. Ein mit Heu gefüllter Korb nahm das Besteck, die Schüsseln und das Essen auf, während die „Boasmilch“ (eine Sauermilch) in der Kanne mitgetragen wurde.

Bald nach dem Mittagessen begann das „Umkehren“, das mir sehr früh zugetraut wurde. Zu zehnt oder zwölft in einer Reihe wendeten wir mit dem Rechen das angedörrte Gras. Diese eintönige Arbeit bot viel Gelegenheit zu Gesprächen, noch mehr zur Unterhaltung, gegenseitigen Neckereien, Erzählungen, Witzen und nicht immer stubenreinen Äußerungen. Ab und zu wurde auch gesungen. Wenn schließlich die Sonne dafür gesorgt hatte und das Heu entsprechend dürr war, wurde es „ausgeschlagen“, worunter das Zusammenrechen zu Zeilen zu verstehen war.

Am Abend hatte ich noch beim Dengeln der Sensen zu helfen, auch wenn ich schon müde war. Meine Assistenz bestand darin, die Tretvorrichtung für den Dangelhammer zu betätigen. So habe ich mit dem Polen Xandi, der nach dem Krieg nicht in seine Heimat zurückkehrte, manche Stunde verbracht, um Sensen mit „Schneid“ für den nächsten Tag zu schärfen.

War Schnitterzeit für Roggen, Weizen und Hafer, waren die gebundenen Garben zu den Hieflern zu bringen. Später lernte ich sie zu binden und aufzuhiefeln.

An Schlechtwettertagen wurde gedüngt. Der Mist wurde auf den Mistwagen aufgeladen, auf das Feld gefahren und dort mit der „Kralle“ vom Wagen gekratzt. Meine Aufgabe bestand darin, die Mistklumpen mittels einer Gabel gleichmäßig zu verteilen.

Wiederholt habe ich beim Hinterrainer übernachtet, fast immer in der Knechtammer. Einmal, ich mochte acht Jahre alt gewesen sein, wurde ich mit der fast gleichaltrigen ledigen Tochter Tilli in die Hochzeitkammer gesteckt. Alle Augenblicke ging die Tür auf und neugierige Augen musterten uns. Offenbar meinte man, uns bei „Doktorspielen“ zu erwischen. Der Hinterrainerbauer hatte die besondere Fähigkeit, mich zur Arbeit zu animieren. Ununterbrochen lobte er mich, stellte meine Leistungen als Rekorde dar und gab mir das Gefühl, ohne meine Mitarbeit würde der Betrieb zum Stillstand kommen.

Meine Tätigkeit muss tatsächlich geschätzt worden sein, denn eines Tages kam der über 70-jährige Altbauer zum Vater, ob er mich nicht „sommerbefreien“ könne. Die Sommerbefreiung war für Bauernkinder mit gutem Schulerfolg gedacht, deren Mitarbeit bei der Heuernte unentbehrlich war. Solcherart „befreite“ Kinder hatten ihren letzten Schultag am 31. Mai, den ersten am 1. Oktober im folgenden Schuljahr. Diesem Ansinnen wollte Vater nun doch nicht näher treten.

Meine landwirtschaftliche Praxis erweiterte sich nach und nach altersgemäß um zusätzliche Fertigkeiten. So wurde ich zum Mähen eingeteilt, was mir am ersten Tag einen beinahe schmerzhaften Kater der Bauchmuskeln einbrachte. Leider wurde mir nie das Wetzzen der Sense beigebracht. Ich entdeckte sehr spät, dass man den Wetzstein nur sanft über die Sense streichen durfte. Bis dahin hatte ich mit Kraft Sense und Wetzstein misshandelt, mit dem Ergebnis, alsbald die Schneid verloren zu haben. So musste ich durch Kraft ersetzen, was die Sense an Schneid verlor. Das konnte auf die Dauer nicht gut gehen. Ich wurde, wie man so sagte, „ausgemäht“, was bedeutete, von anderen Mähern überholt. Dies ging nicht immer ohne Spott ab. Besonders kritisch wurde es bei der Teufelsmähd unterhalb Rastboden – mit Recht „Hölle“ genannt – oder im Schwickfeld am Oberhof. Dazu mussten wir schon um drei Uhr in der Früh mit zwei Sensen bewaffnet losgehen, und nur wer die Schneid bewahren konnte, war dem widerstandsfesten Gras gewachsen.

Nachdem das letzte Fuder Heu des Jahres in die Scheune gebracht wurde, versammelte sich am Abend das gesamte Gesinde zum „Einheiger“. Es gab reichlich Bier, Brot und Käse, meistens auch Musik. Nicht immer waren alle bis zum Schluss dabei, denn insbesondere die biergestärkten Männer wollten den Abend mit dem „Fensterln“

beschließen.

Nach dem Dreschen des Getreides waren die Körner von den Spelzen und was sonst noch anfiel zu trennen. „Putzen“ nannte man es, wenn in der Putzmühle oben der Drusch hineingeschüttet wurde und unten die Körner getrennt von allem Übrigen in einen Sack fielen. Der Drusch musste „abgerührt“ werden. Dazu stand ich auf einem Schemel, um mit der Hand das ab und zu feste Dreschgut zu lösen und zu verteilen. Als ich wieder einmal in die Luft schaute, spürte ich an der Hand etwas Lebendiges. Es war eine Schlange, Gott sei Dank eine Blindschleiche. Es hätte aber ebenso gut eine Kreuzotter sein können.

Meine landwirtschaftlichen Ambitionen beschränkten sich nicht auf den Hinterrainerbauer. In den Nachkriegsjahren, in denen ich mehr und nahrhafter essen wollte als zu Hause, und auch einen Verdienst für die Finanzierung des Studiums brauchte, nahm ich auch die Arbeit bei anderen Bauern an. Sehr gut gefiel es mir beim Maurerbauer, nicht nur wegen der vier hübschen Töchter (Gerda war schon vergeben, Lisi und Kathi noch im Kindesalter), sondern auch weil ich mich mit Bauer und Bäuerin bestens verstand. Sie waren erst in der zweiten Hälfte der 30er Jahre von Fieberbrunn auf den Maurerhof gekommen und brachten die Tiroler Kost mit, die vielleicht etwas weniger schwer als die Pinzgauer Verpflegung war.

Beim Martlbauer in Griefßen ist mir der Knecht Hias (der große Wenger Hias), im Gegensatz zu seinem späteren Nachbarn (der kleine Wenger Hias), besonders deshalb im Gedächtnis geblieben, weil er ein „Rackerer“ der besonderen Art war. Lässiges Gehen war für ihn Zeitverschwendung. Man sah ihn nur im Eilschritt unterwegs, und alle mussten mit seinem Tempo mithalten. Nach dem Mittagessen ließ er uns kaum für das traditionelle Gebet Zeit. Ein Arbeitgeber mit derartigen Vorgaben hätte sich Personal mühsam suchen müssen. Hias ging zum Bergwerk und wurde Knappe, hatte aber stets mit Rheumatismus oder Ischias zu tun. Kein Wunder, denn im Herbst stand er als Knecht tagelang bis zu den Knien und darüber hinaus im schon eiskalten Wasser des Griefßensees, um das Seegras für die Einstreu zu mähen. Immens fleißig war die Dirn Toni, die spätere Mutter der Schernthaner Kinder.

Beim Martlbauer hatte ich ein schweres Handicap zu bewältigen: Nach mehreren Stunden Mähens kam zum Frühstück Mus auf den Tisch. Moidl, die als Hausherrin ihre verstorbene Mutter vertrat, brachte eine der Schwere der Arbeit angemessene Speise. Das Mus schwamm in Butter. Ich war des fetten Essens völlig entwöhnt und musste daher – nolens volens – nach vier, fünf Löffeln diesen zur Seite legen. So ergab sich das Paradoxon, dass ich bei voller Muspfanne ungesättigt aufstand.

Beim Krallerbauer war ich zwar auch in der Landwirtschaft, aber anders tätig. Wo jetzt der Parkplatz ist, breitete sich sumpfiges Gelände aus, das trocken-zulegen war. Unter Anleitung und Aufsicht von Ferdinand Ortner (der einige Jahre später in einem der Entwässerungsgräben vom Erdreich erdrückt und getötet wurde) wurden von vier bis fünf Arbeitern Entwässerungsgräben gezogen, Tonrohre mit Löchern verlegt und von mir wieder mit Erdreich zugedeckt. Bei der Partie befanden sich zwei Wiener, bei denen ich nach Sprache und Verhalten der Meinung war, sie seien gerade aus dem Gefängnis entlassen worden. Sie haben aber meinen Respekt erworben. Wie? Am Samstag nach Arbeitsschluss waren sie weg und erst am Montag in der Früh sah man sie, ohne einen Groschen im Sack wieder. Sie haben, wie ich bruchstückhaft erfuhr, die ganze freie Zeit durchgesoffen und kaum geschlafen. Hatten sie schon während der übrigen Tage stets fleißig gearbeitet, so schufteten sie am Montag schweißüberströmt besonders, als hätten sie die freie Zeit nur benützt, um wieder zu frischen Kräften zu kommen. Das war schon imponierend.

Der Krallerhof schickte sich an, Gäste zu beherbergen. Da man der Meinung war, die zwar schwarze, aber mit ihren Bögen architektonisch wunderschöne Rauchkuchl den Gästen nicht zumuten zu können, mussten der Sohn Sepp und ich dieses Gewölbe herunterschlagen. Mit je einem schweren Schlägel bewaffnet, schlugen wir von oben ein Loch in das Mauerwerk, das wir nach und nach erweiterten, bis nichts mehr übrig blieb. Dabei verwandelten wir uns. Eine Zeitlang sahen wir aus wie Bäcker, dann wieder wie Kaminkehrer. Unser Aussehen hing davon ab, ob der dicke Staub vom Mauerwerk oder von der kompakten Rußschicht herrührte.